

Eine klare Botschaft der Schweizerischen Nationalbank

Gastkommentar. Die Reaktionen in der EU zeigen, dass man die Botschaft nicht hören will.

VON TEODORO D. COCCA

Faktisch entsprach die Verteidigung eines Mindestkurses gegenüber dem Euro einer geldpolitischen Quasimitgliedschaft der Schweiz in der Eurozone, da die Schweizerische Nationalbank gezwungen war, der expansiven Geldpolitik der EZB auf Schritt und Tritt zu folgen. Mit dem Beschluss, den Schweizer Franken aufs Neue den Marktkräften zu überlassen, ist die Schweiz nun wieder aus der Eurozone ausgetreten. Was aber ist die Botschaft der SNB an die Eurozone?

Folgt man den Worten des schweizerischen Nationalbankpräsidenten, dann zielt die Maßnahme darauf ab, einen noch größeren Schaden für die Schweiz abzuwenden. Ein noch größerer Schaden würde dann entstehen, wenn der Euro weiter in den Strudel von geldpolitisch induzierter Abwertung und realpolitischer Reformunfähigkeit gerät. Dies würde zu einer weiteren Zerreißprobe für den Euro führen.

Dieses Szenario hat die SNB offensichtlich mit einer höheren Wahrscheinlichkeit bewertet als je zuvor und damit das Vertrauen in die Selbstheilungskräfte der Eurozone genau in dem Moment verloren, in dem die strauchelnden Peripheriestaaten die verheißungsvollen und vermeintlich alles lösenden Staatsanleihenkäufe ersehnen.

Die entscheidenden Aspekte

Für jeden Bürger in der Eurozone muss diese Einschätzung durch eine gewichtige außenstehende und damit implizite, explizit von der europäischen Politik unabhängige Institution Anlass zu ernsthafter Sorge und zu kritischer Reflexion sein. Das ist auch die zentrale Botschaft an die Notenbankvertreter in Frankfurt, die sich dieser Tage treffen werden und eine schicksalhafte Entscheidung zu treffen haben.

Bei der Beurteilung einer Situation, die das Wohl einer Volkswirtschaft und damit vieler Menschen über Generationen hinweg tangieren kann, hat die SNB exemplarisch

gezeigt, welche Aspekte schlussendlich nur entscheidend sein können. Erstens: eine nüchterne Einschätzung der ökonomischen Realität. Zweitens: die Bevorzugung nachhaltiger Lösungen gegenüber kurzfristiger. Drittens: Mut in der Umsetzung unter Inkaufnahme von Marktturbulenzen und Kritik.

Permanente Unsicherheit

In einer bezüglich der langfristigen Interessen solidarischen Währungsunion müssten alle Mitglieder die Folgewirkungen und die implizit erzeugte Erwartungshaltung ihrer Handlungen berücksichtigen. Werden Regeln oder Verhandlungsergebnisse einmal infrage gestellt, wird es auch ein zweites Mal und drittes Mal geben.

Das Resultat ist eine Krise, der man nicht Herr wird, weil der Zustand der permanenten Unsicherheit und des paralysierenden Zweifels über die nächste nicht eingehaltene Vereinbarung nie überwunden wird. Unter diesen „situationelastischen“ Kurs wäre ein Schlussstrich zu ziehen, wenn man die letzte Hoffnung auf Rückkehr eines Mindestmaßes an budgetärer Disziplin nicht verlieren will.

Das Akzeptieren ökonomischer Realitäten und die sich daraus ergebenden unvermeidbaren Konsequenzen sind die zentralen Botschaften der SNB an die Adresse der EZB. Die Reaktionen der vergangenen Tage in der EU lassen aber eher vermuten, dass man diese Botschaften nicht hören will.

Die Schweizer Nationalbank hingegen hat seit dem 15. Jänner aufgehört, die Realität zu verleugnen. Ihr gebührt dafür Anerkennung. Als österreichischer Steuerzahler kann ich nur hoffen, dass die Oesterreichische Nationalbank genauso wie die Deutsche Bundesbank bei der heutigen EZB-Sitzung dem „schweizerischen“ Realitäts-sinn folgen wird.

Prof. Dr. Teodoro D. Cocca ist Professor für Asset Management an der Johannes-Kepler-Universität in Linz und Adjunct Professor am Swiss Finance Institute in Zürich.

E-Mails an: debatte@diepresse.com

QUERGESCHRIEBEN

VON RUDOLF TASCHNER



Was 69 mal 81 mit dem Erhalt der Handschrift zu tun hat

Viele Argumente sprechen dafür, weiterhin die Handschrift zu lehren. Eines davon hat damit zu tun, dass sie dem grassierenden Konformismus entgegensteht.

Noch gut erinnere ich mich, als ich knapp nach meinem Mathematikstudium auf Anfrage eines interessierten Laien erklären sollte, wie man in der Schule die Quadratwurzel einer Zahl – zum Beispiel die Wurzel aus 10, also jene positive Größe, die mit sich selbst multipliziert das Ergebnis 10 liefert – berechnet. Ich kannte zwar das bereits schon von Babyloniern entdeckte und von Newton und seinen Kollegen Raphson und Gregory verallgemeinerte Verfahren, wusste aber auch, dass in der Schule ganz anders vorgegangen wird, und musste mir dieses Schulverfahren so recht und schlecht wieder in Erinnerung

rufen. Ich hatte es einfach vergessen, weil ich es nach der Unterstufe nie mehr wieder brauchte.

Heutzutage stellt kaum mehr jemand diese Frage. Denn in den Schulen ziehen Lehrer und Schüler die Wurzel mit einem Tastendruck. Wie die Maschine dazu kommt, bei der Eingabe von 10 nach dem Drücken der Wurzeltaste just 3,162278 auszuspeucken, interessiert nur die wenigsten.

Das ist der natürliche Lauf der Dinge: Vieles von dem, was vor Jahrzehnten in der Schule gelehrt wurde, ist bereits so dem Vergessen anheimgefallen, dass es nicht einmal mehr die Lehrkräfte parat haben – es wurde durch anderes ersetzt, vermeintlich Wichtigeres, Brauchbareres, Langlebigeres.

Allerdings stellt sich die Frage, ob es Althergebrachtes gibt, das man zwar ersetzen könnte, aber doch nicht ersetzen sollte. Gehört zum Beispiel das Einmaleins dazu? Wir sind doch überall und jederzeit von Rechenmaschinen umgeben. Wozu also noch mühselig auswendig lernen, wie viel 7 mal 8 ergibt? Und bei der Multiplikation 69 mal 81 ist – von Rechengenie abgesehen – die Maschine allemal schneller und natürlich genauer.

Wenn auch die Schätzung, dass 70 mal 80 mit dem Produkt 5600 der Lösung sehr nahekommt, und eine kleine Zusatzüberlegung im Kopf – die Einerziffer des Produkts muss 9 lauten, und das Produkt muss durch 9 teilbar sein – schnell auf den exakten Wert 5589 schließen lässt.

Aber mit solchen Spielereien scheint man derzeit in der Schule fehl am Platz zu sein.

Trotzdem weisen sie in die richtige Richtung zur Beantwortung der Frage, ob man noch das Einmaleins lernen soll: Wenn wir unser Vermögen erhalten wollen, verstehen zu können, und zwar nicht bloß oberflächlich kompetenzorientiert, sondern solide fundiert, dann zahlt es sich allemal aus, elementare Praktiken wie das Einmaleins zu beherrschen.

Es macht einen Unterschied, ob jemand blind an das Ergebnis 5589 von 69 mal 81 glaubt, oder ob dieses Ergebnis als plausibel erkannt werden kann. Ein ähnlicher Gedanke befördert die

Skepsis darüber, dass in Grundschulen Finnlands die Handschrift nicht mehr gelehrt werden soll. Neben einer Reihe anderer, sehr triftiger Erwägungen liefert er ein weiteres Argument, das für den Erhalt des Lehrens dieser Kulturtechnik spricht: Lernt jemand, mit der Hand zu schreiben, erwirbt diese Person zugleich eine ihr eigene, individuelle Ausdrucksfähigkeit, die sie nicht besäße, würde sie bloß tumb Tasten drücken.

Das Schriftbild meiner Handschrift ist dem glatten, vorgefertigten Satz eines gedruckten Textes möglicherweise an Lesbarkeit unterlegen. Aber es verrät meine Fähigkeit, meine Gedankensprünge, und ich behaupte rundheraus, dass selbst die krakelige Schrift mit ungelinker Hand einen ästhetisch höheren Reiz als das Druckbild einer Maschine besitzt.

Denn die Ästhetik der Schrift ist Ausdruck von Persönlichkeit. Es will mir scheinen, dass dem Konformismus ergebenen Gestaltern einer schönen neuen digitalen Welt dies gar nicht gefällt – und gerade darum sollen möglichst viele an der Handschrift, der Bescheinigung ihrer Eigenwilligkeit, festhalten. Zumal – hierin machen wir uns keine Illusionen – jeder in ein elektronisches Gerät getippte Buchstabe in den Archiven des großen Bruders gespeichert bleibt.

E-Mails an: debatte@diepresse.com

Zum Autor:

Professor Rudolf Taschner hält an der TU Wien die Mathematikvorlesung für Studentinnen und Studenten der Elektrotechnik und ist zusammen mit seiner Frau, Bianca, Betreiber von math.space im Museumsquartier Wien.

“

Es stellt sich die Frage, ob es Althergebrachtes gibt, das man zwar ersetzen könnte, aber doch nicht ersetzen sollte.

Morgen in „Quergeschrieben“: Christian Ortner.

selbstbestimmt über seine Zukunft zu entscheiden.

Das selbstherrliche Verständnis von Geschichte, Demokratie und Völkerrecht solcher Altpolitiker ist skurril und fast schon lustig, wenn die Not und das Leid der Menschen in diesen Gebieten nicht so traurig stimmen würden.

Was Václav Klaus übrigens mit „konservativ“ zu tun hat, fragt man sich auch? Dass er nie „Europäer“ war, ist bekannt – vielleicht fährt er gerne nach Russland auf Urlaub? Klaus Fruhstorfer, 4931 Mettmach

Es ist zehn nach zwölf, wachen Sie auf!

„Ärzteprotest mit Nebenwirkungen“, von Thomas Prior, 20. 1. Ich arbeite seit mehr als 25 Jahren als Oberarzt in einem Spital der Gemeinde Wien. Mein Gehalt beträgt 16,5 Euro netto/Stunde! Dafür arbeiteten viele von uns bis zu 70 Stunden/Woche. Ich lade die verantwortlichen Politiker aus Wien gerne ein, mit mir einmal 25 Stunden Dienst zu machen, damit sie

sehen, wie es ist, unter maximalem Druck gleichzeitig auf der Intensivstation, der Ambulanz und im OP arbeiten zu müssen. Und das Ganze bei ständig überfüllten Stationen und Ambulanzen.

Aber unsere Politiker verkünden überall, dass das System „ja so gut funktioniert“. Das System wird kippen, wenn nunmehr die maximale erlaubte Arbeitszeit 48 Stunden/Woche ist! Liebe Herrschaften im Wiener Rathaus und Krankenanstaltenverbund: Es ist zehn nach zwölf! Wachen Sie auf!

PS: Dasselbe gilt für alle Bundesländer unisono.
Dr. Georg Wiedmann, 1220 Wien

Über die wahren Helden spricht man nur selten

„Je suis Ahmed: Ehrung für getöteten Polizisten im Netz“, 10. 1. Für eine Qualitätszeitung erstaunlich spät hat die „Presse“ die „Charlie Hebdo“-Berichterstattung etwas zurückgesteckt und um sich geblickt. Da waren tatsächlich sonst noch andere Opfer als die

Karikaturisten, die sich durch – in diesem konkreten Fall – auf Herabwürdigung einer anerkannten Religionsgemeinschaft konzentrierte Provokationen ihren Tod tragischerweise selbst herbeigezeichnet haben. Daher begrüße ich in diesem kurzen Artikel die Erwähnung der ebenso brutalen Ermordung des bereits schwer verletzt am Boden liegenden Polizisten und gläubigen Muslim, Ahmed Meraf. Die euphorische Medienkampagne „Charlie“ hat damit eine Balance gefunden – mit der Botschaft, dass man über die wahren Helden nur selten spricht.
Mag. Georg Reichlin-Meldegg, 2371 Hinterbrühl

Nicht gleichsetzen mit „Recht auf Blasphemie“

„Es geht auch um das Recht auf Respektlosigkeit“, Gastkommentar von Severin Heinisch, 21. 1.

Das Recht auf Meinungsfreiheit ist mit aller Kraft zu verteidigen, ja, darin wird Ihnen die aufgeklärte Gesellschaft vollends zustimmen.

Aber dieses „Recht auf Meinungsfreiheit“ ist nicht notgedrungen gleichzusetzen mit dem „Recht auf Respektlosigkeit“, dem „Recht auf Blasphemie“ oder Ähnlichem, was dieser Tage schlagwortartig eingefordert wird. Letztgenannte sind nämlich modi operandi oder Ausdrucksformen des „Rechts auf Meinungsfreiheit“, wie es „sachliche Kritik“, „diplomatische Dialogbereitschaft“ usw. ebenfalls wären.

Was ich damit sagen will: Das unbedingte „Recht auf Meinungsfreiheit“ kann auf verschiedene Arten ausgeübt werden, und unter diesen gibt es wie bei allem in dieser Welt bessere und schlechtere Versionen. Meiner Meinung nach sind „Respektlosigkeit“, „Entwürdigung“, „Herabsetzung“ et cetera keine geeigneten Mittel, um konstruktive Kritik zu üben, welche beim Gegenüber auch mit allfälliger Aufnahme und Umsetzung zu rechnen hat!

Die Debatte um das „Recht auf Meinungsfreiheit“ sollte weiter geführt werden. Aber ebenso selbstkritisch sollte man hinterfragen, ob

jeder Ausdruck dieser Meinungsfreiheit auch der passende ist.
Martin Kolozs, Autor & Verleger, 1030 Wien

Echter Humor entsteht

Wenn Karikatur arrogant gefärbt ist, beleidigt sie und verliert somit ihren Zweck, weil sie den echten Humor entstellt, der nicht verhöhrt, sondern herzhaftes Lachen weckt.

Hubert und Waltraud Kronlachner, 4710 Grieskirchen

IMPRESSUM: DEBATTE

Leitung: Burkhard Bischof
E-Mail: debatte@diepresse.com

Redaktion Leserbriefe:

Henriette Adrigan

E-Mail: leserbriefe@diepresse.com

Debatte im Internet:

DiePresse.com/debatte

Hinweis: Die abgedruckten Leserbriefe müssen nicht der Meinung der „Presse“ entsprechen. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Je kürzer die Zeitschrift, desto höher die Chance auf Veröffentlichung.